

# Die dramatische Literatur der Schweiz in der Reformationszeit

Autor(en): **Reinacher, K.H.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift**

Band (Jahr): **21 (1917)**

PDF erstellt am: **10.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-575302>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Zu unserm Zwinglibildnis \*).

Hans Aspers Zwinglibildnis, das Zürichs Zwingli-Museum hütet (jetzt in der neuen Zentralbibliothek), ist geradezu weltbekannt und wird auch dieser Tage wieder hundertfach ins Gedächtnis gerufen werden. Es mag deshalb an der Zeit sein, auf ein anderes weniger repräsentativ gestaltetes, aber vielleicht intimer wirkendes Bildnis, das die Signatur desselben Meisters trägt, aufmerksam zu machen, ein Zwinglibildnis im Besitz des Winterthurer Kunstvereins, auf das uns seinerzeit schon der unvergeßliche Konservator Alfred Ernst als Ineditum hingewiesen hat. Alfred Ernsts Nachfolger, der gegenwärtige Konservator der Winterthurer Kunstsammlung Dr. Paul Fink, macht uns zu dem Bilde folgende genauere Angaben: „Das Bildnis Ulrich Zwinglis von Hans Asper, das sich in der Sammlung des Winterthurer Kunstvereins befindet, wurde dieser von Baron Fr. von Sulzer-Wart geschenkt. Es stellt den Reformator in Halbfigur mit scharf umrissenem Profil dar und mißt 24,5 ×

34,5 cm. Predigergewand und Kappe, unter der das braune Haar hervorquillt, sind in tiefem Schwarz gehalten. Am Kragen tritt das Weiß des Hemdes hervor. Die Karnation des Gesichtes ist am lebhaftesten am Kinn, an den Lippen und an der derb gebildeten Nase. Ums Ohr herum und am Hals treten grünliche Töne hervor; der Grund des Bildes ist grün. Die oben und rechts sichtbare, mit roten Buchstaben aufgetragene Inschrift: „O(c)-cubuit anno aetatis XLVII. 1531“ samt Monogramm scheint nach Ansicht des Restaurators eine spätere Zutat zu sein. Das Bild ist auf Pergament gemalt und auf Buchen- oder Platanenholz aufgezogen; es wurde 1915 von Albert Schenk aus Mannheim sorgfältig restauriert.“ W.

\*) Die schweizerische Reformation mit der überragenden Persönlichkeit Zwinglis gedenken wir in dem Jahre, in das ihr Jubiläum wirklich fällt, zu beruflich-tigen, hoffend, daß dies dann in nicht minder würdiger Weise geschehen könne, als heuer die Ehrung Bruder Klausens gelang, hoffend auch, daß dannzumal die Zeiten des Friedens konfessionellen Fragen wieder besser Raum gewähren als die zerriffene Gegenwart. U. d. R.

## Die dramatische Literatur der Schweiz in der Reformationszeit.

Mit dem Bildnis von Niklaus Manuel (1484—1530) und einer Kunstbeilage \*).

Im vierhundertsten Jubiläumsjahre der Reformation ist ein Rückblick auf die schweizerische Literatur des sechzehnten Jahrhunderts wohl angezeigt. Es befundet sich darin deutlich der gewaltige Einfluß der religiösen Umwälzung. „Dann warlich,“ schreibt ein Zeitgenosse, der Berner Hans von Rüte, „redt jeh Gott mit uns uf mancherlei wis und hält uns sin heiligs wort für, nit allein mit predigen, sonder ouch mit trucken, mit schriften, mit psalmen und geistlichen liedern und durch zierliche spil, mit wölchen die fürnemern geschichten, aus h. schrift gezogen, eräferet (wiederholt), erfrischet und glich lebendig den lüten vor die ougen gestellet werden.“

Neben den vielen Satiren und Pasquillen, den „Stupf-, Spei- und Traßliedern“, dem ernstesten evangelischen Kirchenlied, ist es besonders die dramatische Dichtung, die die neue Lehre verfechten soll. Diese Tendenzliteratur ist, wie Jakob

Baechtold treffend sagt, zornig, grob, krakeelerisch, aber auch ernst und grundehrlich. Starke Wirkung ist dabei die Hauptsache, die künstlerischen Werte treten ganz in den Hintergrund. Das lehrhafte Moment ist geradezu aufdringlich, schon der Prolog sagt des Dichters Absicht.

1521 tritt als erster Streiter für den Protestantismus der Basler Buchdrucker Pamphilius Gengenbach, ein emwanderner Nürnberger, auf. Aus seiner Druckerei ging eine Reihe Streitschriften gegen Rom hervor. In dramatischer Form verfaßte Gengenbach selbst eine beißende Satire, gegen die Einkünfte der Geistlichkeit bei den Totenmessen gerichtet: „Die Totenfresser“. Der Titelholzschnitt ist eine Inhaltsangabe: Der Papst

\*) Zur Kunstbeilage vgl. unsere „Dramatische Rundschau III“ o. S. 561 f. über die Aufführung von Niklaus Manuels „Totentanz“ am Zürcher Stadttheater; wir erinnern auch an Ernst Würtenbergers famose Umschlagzeichnung (mit dem Bildnis N. Manuels) zu Heft XI des VIII. Jahrgangs der „Schweiz“ (von 1904).

zerlegt einen Toten. Bischof, Weltgeistlicher, Klosterfrau und Pfaffenmagd sehen zu. Der Teufel spielt die Geige. Im Gespräch loben alle das gute Leben, das ihnen die Totenopfer verschaffen, und schimpfen über Luther, ob dessen Lehr „kein paur will jekund opffren mer“. Bettler, Pfarrer, Edelmann und Bauer aber klagen über die Habgierigkeit der Geistlichen.

Dieses kurze Spottgedicht gab dem Berner Nikolaus Manuel (1484—1530) das Motiv zu einem Fastnachtspiel. Manuel, der Sänger des trutzigen Bicoccaliedes, berühmt auch als Maler und Staatsmann, wird als der größte schweizerische Dichter des sechzehnten Jahrhunderts gefeiert. Seine poetischen Arbeiten stehen fast ausschließlich im Dienste der Reformation. 1522 wurden an der Fastnacht in der Kreuzgasse zu Bern zwei protestantische Tendenzstücke Manuels aufgeführt, die großen Beifall fanden. Das erste ist das sich an Gengenbachs Satire anschließende Stück „Vom Pappst und seiner Priesterschaft“, darin „die warhent in schimpffs wyß gemeldet wirt“. Manuel ist bedeutend dramatischer als Gengenbach. „Des ersten truog man ein toten in einem boum, in gestalt in ze vergraben. Und sah der pappst da in großem gepracht mit allem hofgesind, pfaffen und kriegslüten, hoch und nider stands.“ Die Leidleute klagen. Pappst, Geistlichkeit und Pfaffenmeßen reißen schnöde Wize über das „guot wiltbrät“: „Darzuo so helfend uns die toten, daß wir die leien mögen beschrotten.“ Ein Armer jammert, und der Edelmann droht: „Wir müekend uech den kabis beschneiden.“ Der Pappst aber interessiert sich nur um seine Söldner, und selbst ein Ritter, der um Hilfe gegen die Türken fleht, wird abgewiesen. Petrus und Paulus sehen verwundert zu, und, als man sie über alles belehrt, meint Paulus hinsichtlich des Statthalters Christi: „Wir wend nüt mit im ze schaffen han!“

Acht Tage später spielte man Manuels Stück „Von Pappsts und Christi Gengenßatz“, nämlich „wie uff einer syten der gassen der einig heiland der welt Jesus Christus, unser lieber herr, ist uff einem arme eßlin geritte, uff sinem houpt die dörnin kron, by im sine jünger, die armen,

blinden, lamten, und mancherley bresthaftigen. Uff der anderen syten reynt d'Pappst im harnisch und mit großem kriegßzüg.“ Zwei Bauern besprechen das lebende Bild, das als solches schon wirkte. „Wie sind die feiben so glatt und feiß!“ meint der eine. „Wie hand wir die schölmen müessen mesten! Sie fressend und trinkend allweg des besten.“

1525 dichtete Manuel, damals Landvogt in Erlach, ein Spiel: „Der Ablaffkrämer“. Richardus Hinderlist wird, trotz allen Bannandrohungen, von Bauernweibern geprügelt, aufgehängt und gestreckt, bis er seine Sünden bekennt. Dabei geht's lebhaft zu. „Ich will im frig mit der kellen winken; har, har, wir wend den feiben strecken; du muoßt dran, du schelm, du heßt's lang gnuog getriben; ziend den wolf uf am seil!“ so rufen die Weiber. Zum Schlusse wird das Ablaffgeld verteilt und ein Bettler beschenkt. „Der tüfel het mich under die wiber tragen“, jammert Richardus; „kein aplaff trag ich niemer feil.“

Im folgenden Jahre geißelte Manuels Satire in einem Gespräch das Klosterleben. „Barbali“, ein elfjährig Mädchen, das ins Kloster ziehen sollte, disputiert auf Grund von Schriftstellen mit Katholiken über den Nonnenstand. „Ich will miner muoter orden geloben“, sagt die Kleine, „und soltind alle münch drumtoben.“

Nach dem Religionsgespräch zu Baden 1526 erschien aus Manuels Feder ein Spottgedicht über „Eßs und Fabers Badenfahrt“ sowie ein überaus höhnißches Gespräch über „Die Krankheit der Messe“, gegen deren Tod selbst die Doktoren Eß und Faber, Murner u. a. kein Mittel wissen. Nicht einmal die letzte Delung können sie erteilen; „des ist nit mer im büchslin, der sigrist hat die schuoch mit gesalbet“.

Ernsthafter ist der Berner Künstler in seinem Gedichte „Klagred der armen Gößen“. Wenn er schon ihr Scheiden berechtigt findet — gemeint sind die „Kilchengößen“ — sieht er doch, daß mancher schlimmere Gößen im eigenen Herzen verehrt... Die letzten Hiebe gegen den Katholizismus teilte Manuel aus in seinem Fastnachtspiel „Eßli Tragden-

Knaben“, das er als Chorrichter schrieb; es ist die Darstellung eines Vaterschaftsstreites.

Ein frischer Zug liegt in des rauhen Berners Feder. Seine Satiren mußten gewinnen. Manches erscheint dem, der den Katholizismus objektiv zu beurteilen sucht, brutal, schonungslos, übertrieben und jede Einigung ausschließend. Der Dichter ist aber aus seiner leidenschaftlich erregten Zeit heraus zu verstehen. Sein mutiges Kämpfen wie seine poetische Kraft machen ihn sympathisch. Mit Recht weist auch Friedrich Vogt darauf hin, wie bei aller Derbheit doch so herzlich und warm die Liebe zu der von allem kirchlichen Pomp befreiten Gestalt des Heilands und der Apostel sowie das Verlangen nach der alten einfachen Innerlichkeit des Christentums zum Ausdruck kommt.

Wie der Meister, so die Schüler. Gleich derb und aggressiv schrieb Manuels Nachahmer, der zürcherische Pfarrer Uß Eckstein. Seine in breitem, dogmatisierendem Stile abgefaßten Gespräche waren allerdings

nicht zur Aufführung bestimmt. In einem „Dialogus“ belehrt Christus Adam, den Vertreter der alten Kirche. Eine „Klage des Glaubens“ wendet sich ebensosehr gegen das Papsttum wie gegen die Tyrannei und Sittenlosigkeit der Fürsten. Nach der Klage des Glaubens über den Unglauben wird die Wahrheit mit der Gerechtigkeit und der Barmherzigkeit ausgesandt, allen Ständen ihre Laster vorzuhalten. In Rom wird der Papst an ihnen vorbeigetragen. „Herr Gott bhüt, was großen grüwel, was tragend die für ein hüwel!“ Sie disputieren, nachdem sie die „bäpstliche Geulikeit“ genugsam be-

schimpft, mit dem hohen und niedern Pfaffenstand über die beiden Lehren. Als dann erhalten zu Regensburg die Fürsten ihre Strafpredigt, und zuletzt bekommen die Bauern einen Auszug aus Luthers Schrift „Wider die mörderischen Rotten usw.“ zu hören. — Bald darauf, vor der Badener Disputation, 1526, schilderte Eckstein wieder ein Religionsgespräch. In seinem „Concilium“ stehen den sieben katholischen Doktoren sieben protestantische Bauern gegenüber, weshalb die Kritik der alten Lehre mit entsprechender

Grobheit durchgeführt wird. Von den persönlich angegriffenen Führern der katholischen Sache antwortete der bekannte Dr. Thomas Murner nicht weniger gefalzen mit seiner „Murneri responsio cuidam insinuatori asino lutherano“. Weitere saftige Publikationen erfolgten beiderseits. Zu einer Erwiderung an Murner benützte Eckstein auch sein Spiel vom „Rychsyttag“, worin er die rebellischen Bauern zum Gehorsam gegen die Obrigkeit mahnt, „biß Gott der Herr selb kumpt, vogel und näst hin-



Niklaus Manuel (1484–1530).  
Lithographie (von c. 1825) nach dem Selbstbildnis  
(von c. 1530) im Berner Kunstmuseum.

wäg rumpft“.

Der bernische Gerichtschreiber Hans von Rüte, ursprünglich aus Solothurn, wandelt ebenfalls in Manuels Bahnen. In einem Spiele „Vom Ursprung heidnischer und päpstlicher Abgötterei“, das 1531 in Bern aufgeführt wurde, vergleicht er die Gestalten der Mythologie mit den katholischen Heiligen. Wie damals wisse man jetzt in allen Nöten einen besondern Helfer oder eine Helferin. „Jedes vech hat ein heylgen, der sinen hüettet,“ erklärt Eusebius Buchsorg zwei Bauern, und einem andern Fragenden wird spöttisch gesagt, der liebe Gott habe



nicht Zeit, alle Anliegen zu hören, deshalb habe er den Heiligen die Menschen empfohlen. Aber die Evangelischen öffnen den Bauern die Augen; der Bär jagt die Pfaffen aus der Stadt, und den Papst holt der Teufel.

Jakob Ruf aus dem St. Galler Rheintal, Wundarzt in Zürich, gehört gleichfalls zu den streitbaren Protestanten. In einer politischen Satire, dem „Etter Heini“ (ca. 1538) eifert er gegen das Papsttum. Sein Spiel ist die Umarbeitung der ältesten deutschen politischen Komödie „Von den alten und jungen Eidgenossen“, die ebenfalls in Zürich erschien. Beide Stücke sind gegen die Reisläuferei gerichtet; Ruf mengt aber noch die reformatorischen Ideen hinein. In einem zweiten Spiel, das am Pfingstmontag 1539 in Zürich aufgeführt wurde, behandelt Ruf das Gleichnis „Von des Herrn Weingarten“ (Matth. 21, 33 ff.), wobei Gott der Herr seinen Weingarten dem Papst zu Lehen gibt! Dessen Knechte verfolgen und töten die Propheten, selbst den Sohn Gottes, bis Titus und Vespasian (!) die Rebellen erschlagen und die zwölf Apostel die Arbeit im Weinberg übernehmen.

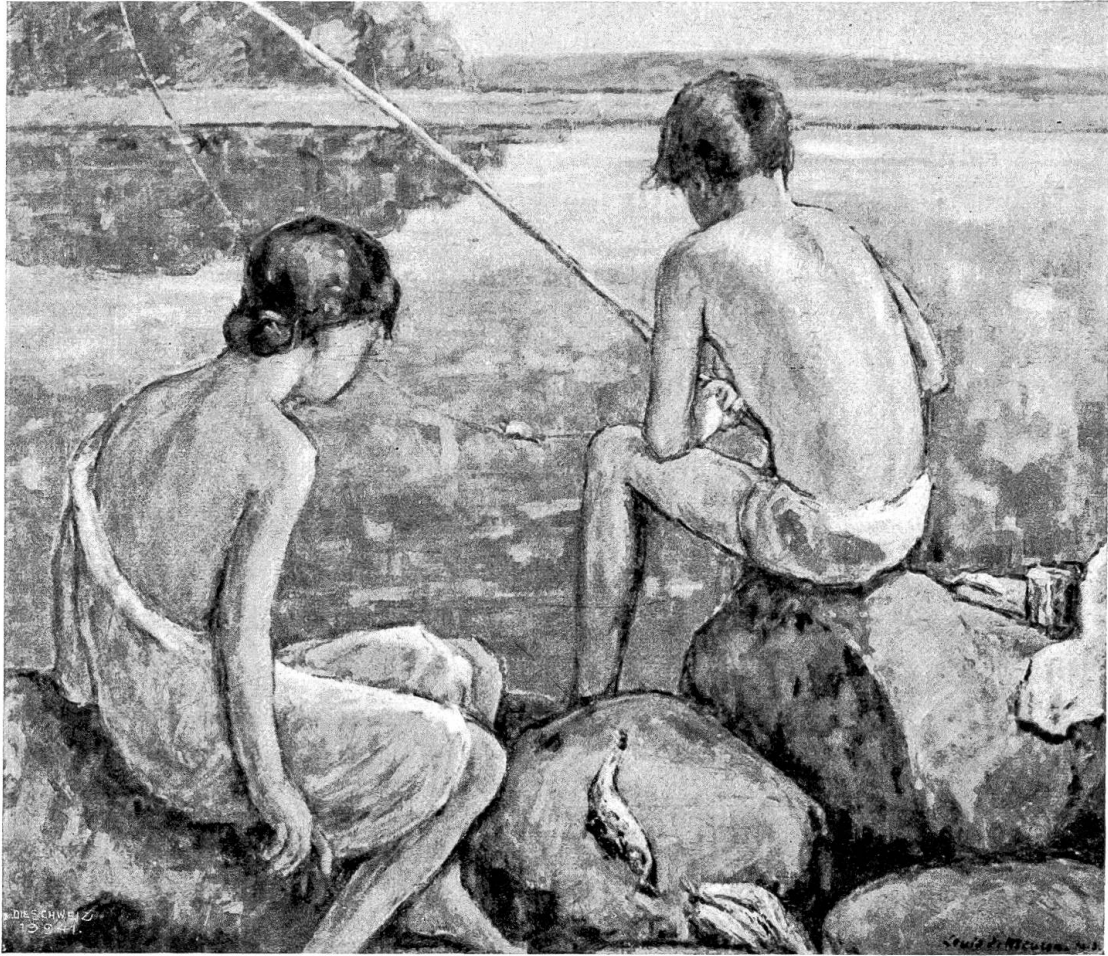
Weit mehr Bearbeiter als die meist kleinere dramatische Satire hat das große biblische Schauspiel gefunden. Ist dieses auch nicht direkt aggressiv wie die Satire gegen den Katholizismus gerichtet, so hat es doch eine entschieden protestantische Tendenz. Es sollte, wie das die anfangs zitierte Stelle aus Hans von Rüte deutlich sagt, der auf die Bibel gegründeten evangelischen Lehre zum Durchbruch verhelfen. Es ist eine Folgeerscheinung der deutschen Bibelübersetzung. Pfarrer und Schulmeister waren meist die Verfasser.

Die deutsche Bibel zog das Interesse wieder stark auf die alten Geschichten des Volkes Gottes hin, und die ausführlich geschilderten Szenen des Alten Testaments lockten in erster Linie zur dramatischen Verwertung. Einzelne Abschnitte des Neuen Testaments fanden auch den Weg zur Bühne. Die Weihnachts- und Ostergeschichte hatte ja bei den Katholiken längst dramatische Behandlung gefunden, sogar innerhalb der Kirche. Nun kamen noch

andere neutestamentliche Abschnitte zur Darstellung auf der weltlichen Volksbühne: Johannes, Lazarus, Pauli Befehring usw. Ganz besonders beliebt war das Gleichnis vom verlorenen Sohne, wo die Rechtfertigung aus Gnade durch den Glauben, nicht durch die Werke, gezeigt werden konnte, jenes Dogma, ob dem sich die Theologen so oft erhitzen haben und bei dem doch zumeist, ruhigen Blutes, beide Sätze anerkannt werden.

Die biblischen Dramen wurden breit angelegt und mit vielen Zutaten ausgeschmückt. Schon der Prolog — vor jedem Akte wurde der Inhalt ausführlich erklärt, auf die Hauptpunkte hingewiesen und die Moral deutlich und ungeschminkt beigelegt — zog die Aufführung in die Länge. Musik und Chorgesänge brachten Abwechslung. Ebenso beliebt waren Feuerwerkskünste. So berichtet Felix Platter, wie zu Basel einmal eine Rakete, der Blitztrahl, dem Saulus die Hosen angezündet habe. In „Adam und Eva“ gibt der Dichter bei der Sintflut die Anweisung: „Jez sol man dry schütz uff einanderen abgon lassen und dry rasen (d. h. blitzartige Feuerstreifen) mit fwürwerck darunder louffen lan.“ Und am Schlusse dieser Szene sagt er: „Jez söllend die wasser gäcklingen louffen und das geschütz und fwürwerck alls abgon.“

Im Anfang betont der Dichter gewöhnlich, daß er nicht ein „lychtfertig spil“ bringe, sondern zu Nutz und Lehr „die heilig Bibli zhanden gnou“ habe. Damit aber die Sache nicht allzu theologisierend werde, kommt der derbe Volkshumor in allerlei komischen Szenen zur Geltung. Der Narr, der Teufel und besonders auch der Koch sorgen für allerlei Spässe. So bespricht sich im Lenzburger „Abraham“ der Erzvater beim Besuch der drei Engel mit seinem Koch! Dieser zählt auf, was er alles servieren kann, „zu ersten ein voressen sin, kräglin mäglin gsotten in wyn“, dann Huhn, Fisch, Wildbret, Kapaun, Nierenbraten usw. In Murers „Hester“ zanken sich Koch und Köchin vor dem Königsmahl. Dem Koch klebt die Zunge am Rachen vom „süssen win“; aber die Köchin empfängt ihn scheltend: „Das dich der schelm in dsüwhut ghy, du fufft mer weder diner dry!“ Gelage und Sauf-



Louis de Meuron, Marin (Neuenburg).

Junge Fischer (1913).  
Museum Neuenburg.  
Phot. Attinger, Neuenburg.



szenen boten ein sehr beliebtes Zwischen-  
spiel. In „Adam und Eva“ schon weiß  
Jakob Ruf ein Gastmahl anzubringen. Am  
zweiten Spieltag gibt's ein „fröudmal“ zu  
Ehren des Landesfürsten — auch hier  
zanken sich Koch und Köchin; „diewyl sy  
ässend, hofieren die spillüt“. Der war-  
nende, ernste Noah wird fortgewiesen:  
„Gang schnäll hinweg,“ ruft ihm ein  
Diener, „dir wirt din grind geschlagen und  
ertröschen wol; dann 's völkli das ist sunst  
schier voll.“ Der Landesfürst aber ruft  
seinen Gästen zu: „Ir herren all! sind  
guoter dinge! ye einer sols dem andern  
bringen!“ Da haben wir also ein vorsint-  
flutliches Bankett. Auch Hans von Rüte  
gibt in seinem „Noë“ eine Gastmahlszene  
für Chams Geschlecht. „Vor dem essen  
wend wir spazieren, ein yeder sol ein  
frouwen fieren, wöllent ein sittigs tänzli

han und nach der pffaffen umbher gan.“  
Bei „Joseph“ gab's selbstverständlich eine  
Mahlzeit. Sogar im „Jobenspiel“ wurde  
wacker gezech. Hiobs Söhne sind so voll  
Weines, daß ein Gast meint, „kein wunder  
wär's, der straal schlug drein“. Nabal,  
Belsazars Ende, der reiche Mann und der  
arme Lazarus, der verlorene Sohn gaben  
auch Gelegenheit zu ähnlichen Darstel-  
lungen. Es ist geradezu eine Mäßigkeits-  
bewegung in der dramatischen Literatur  
des sechzehnten Jahrhunderts zu kon-  
statieren, wozu der jüngere Manuel in  
seinem „Weinspiel“ den besten Beitrag  
gab. „Uß trundenheit kumpt vil der  
schand, an Baltazar (Belsazar) irs gsehen  
hand,“ sagt Jos Murer. „Mit bscheiden-  
heit bruchend den wyn, so wirt er niemant  
schädlich syn!“

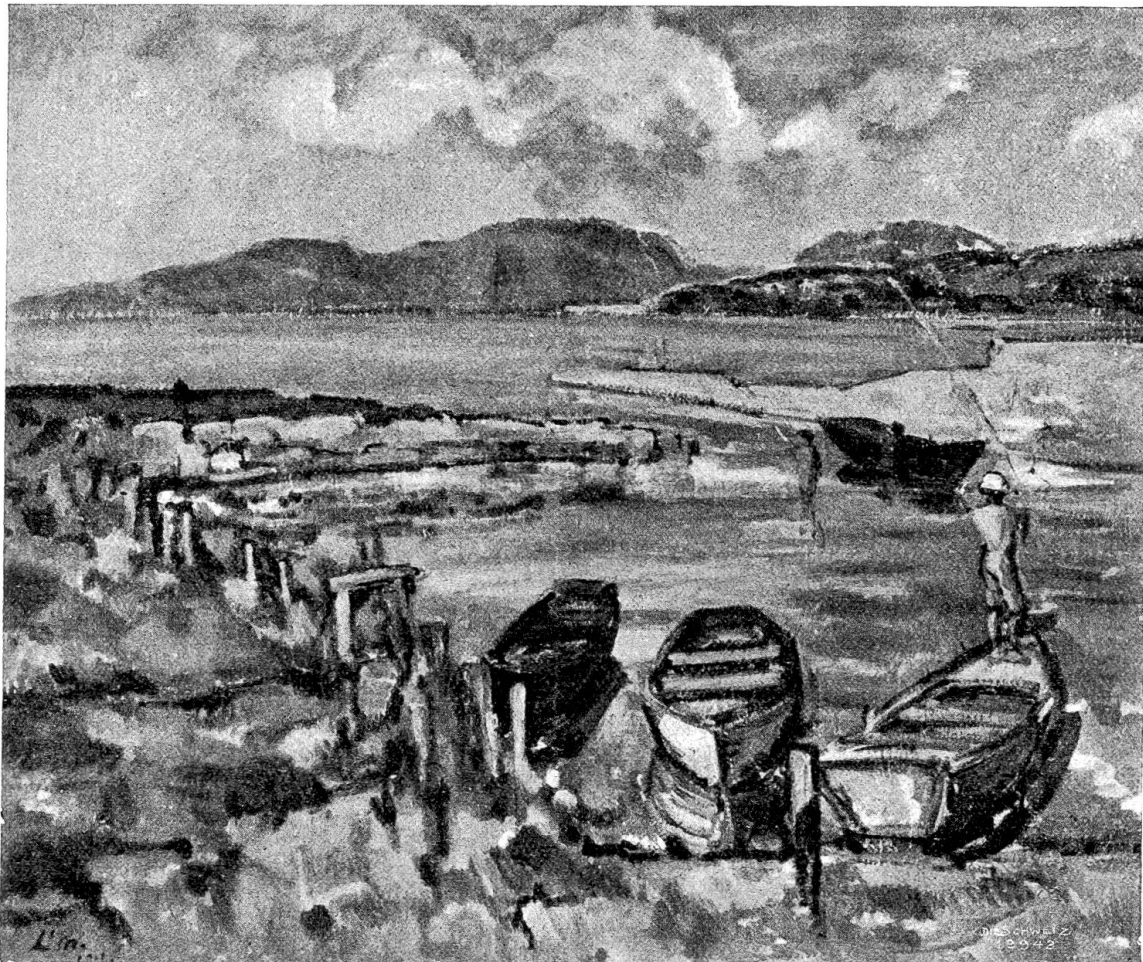
(Schluß folgt).

## Louis de Meuron.

Mit zwei Kunstbeilagen und sieben Reproduktionen im Text.

Es ist noch nicht lange her, da zog eine  
kleine Kollektion auserlesener Bilder im

großen Saal des Zürcher Kunsthauses die  
Aufmerksamkeit des Besuchers auf sich.



Louis de Meuron, Marin (Neuenburg).

Der kleine Hafen (1911).  
Sammlung Dr. Reinhart im Winterthurer Museum.